

Vater – sein irdischer Vater ist ihm nur als strenger Richter erschienen, dessen Forderungen er nie zu entsprechen vermochte. Wie soll er da glauben? In der Kirche sieht er nur noch eine überlebte Institution, die unerfüllbare Ansprüche stellt. Der Weg ins Pfarrhaus ist zu weit. Oft befürchtet er, auf seine Fragen eine allgemeine, genormte Antwort zu erhalten, wohlverpackt in eine fromme Ermahnung, die ihn nicht betrifft. Das gängige religiöse Wort ist ihm nur mehr eine abgegriffene Münze, die ihren Kurswert eingebüßt hat. Schließlich wurzelt auch längst nicht jede persönliche Not und Gefährdung in einem zu schwachen oder fehlenden Glauben. Auch gläubige Menschen können sich in unlösbare Konflikte verstricken.

Der Dienst des »Seelsorgers« am Telefon, auch des Priesters, ist demnach die Bezeugung der Liebe Gottes durch eine brüderlich-absichtslose Hilfe, die niemals versucht, vorschnell die Not des anderen religiös zu mißdeuten. Christliche Für-Sorge heißt hier zunächst rückhaltlose Annahme des Bruders, so wie er sich eröffnet und im Maße er dies tut. Dann mag im Gespräch die Stunde kommen, da die Frage nach Gott sich stellt, die Frage nach dem, in dessen Kraft solch uneingeschränktes Ja geschieht. Aber dieses Wort läßt sich nicht erzwingen. Der Geist weht, wo er will...

Telefonseelsorgestellen bestehen in Großstädten fast aller Länder Europas, einige auch in Übersee. Sie sind je nach den örtlichen Gegebenheiten und den Gruppen, die mitarbeiten, sehr verschieden organisiert. Alle drei Jahre (zuletzt 1964 in Oxford) findet ein internationaler Kongreß statt, um grundsätzliche und praktische Fragen von allgemeinem Interesse zu besprechen.

Während in manchen Ländern, zum Beispiel in England und der Schweiz, Christen beider Konfessionen in einer Stelle zusammenarbeiten, ist dies in Deutschland bisher nicht der Fall. Doch sucht man auch hier den Eindruck zu vermeiden, Rat und Hilfe richteten sich nach konfessionellen Gesichtspunkten, zumal sich Menschen aller Bekenntnisse und weltanschaulichen Richtungen an die Telefonseelsorge wenden. Deshalb sollen in einer Stadt möglichst nicht zwei verschiedene Telefonseelsorgestellen arbeiten. Die von katholischen Christen getragenen Stellen (in Berlin, Stuttgart, München, Hamburg, Köln, Essen, Wuppertal und Frankfurt) bilden eine »Arbeitsgemeinschaft Telefonseelsorge und Offene Tür« mit Sitz in Frankfurt. Die Verbindung mit den in der evangelischen »Konferenz für Telefonseelsorge« (Stuttgart) zusammengeschlossenen Einrichtungen ist gut. Die Form der »Offenen Tür« (nach dem Muster Berlins) ermöglicht einen ebenso mühelosen Zugang, wie ihn das Telefon darstellt, und bietet den für die persönliche Begegnung notwendigen Raum.

Die zehn schweizerischen Telefonseelsorgestellen sind außer Luzern rein evangelisch-reformiert orientiert, wobei die meisten für Sonderfragen katholische Geistliche zuziehen. Meist sind sie der Inneren Mission der Evangelischen Gesellschaft angegliedert und finanziell von ihr getragen. Es be-

stehen Stellen in Zürich, St. Gallen, Bern, Genf, Aarau, Winterthur, La Chaux-de-Fonds, Biel; Seewis für den Kanton Graubünden wird demnächst geschlossen. Basel wurde vor Jahren geschlossen, soll aber wieder geöffnet werden. Einzig die Stelle in Luzern ist von Grund auf interkonfessionell; ein eigener Verein wurde als Träger gegründet.

Im schweizerischen Dachverband sind alle protestantischen Stellen zusammengeschlossen; Luzern ist nicht Vollmitglied. Bestrebungen auf einen interkonfessionellen Dachverband hin sind im Gange.

Zumal in den Abend- und Nachtstunden ist die Inanspruchnahme des Dienstes groß. Dies zeigt, daß hier vor allem für die großen Städte ein Weg gefunden wurde, die oft so hilf- und ratlosen Menschen zu erreichen. Für viele wird dadurch die Botschaft der Kirche wieder glaubwürdig.

Norbert Wetzel

Predigt über die Lesung des 5. Sonntags nach Ostern: Jak 1,22–27 (gehalten vor Studenten)

Es ist vielleicht die besondere Gefahr des geistig tätigen Menschen, daß er glaubt, mit der Theorie schon am Ziel zu sein, mit der Erkenntnis einer Wirklichkeit sich schon recht zu verhalten. Es gibt die Freude des Verstehens – als rationales Wissen um Zusammenhänge oder als schauendes Begreifen der Menschen und Dinge. Man kann sich selber um solchen Verstehenkönnens willen sehr gut sein. Und man kann sich in dieser Selbstverliebtheit darüber hinwegtäuschen, daß die erkannte Wirklichkeit einen Anspruch stellt.

Von der christlichen Sonderform dieser Täuschung spricht der Jakobusbrief, wenn er sagt: »Werdet Täter des Wortes und nicht bloß Hörer, indem ihr euch selbst betrüget.« Natürlich redet er nicht davon, daß jemand auf den Gedanken gekommen wäre, das akustische Hören (ohne wirkliches Verstehen) genüge zum Christsein. Er spricht von einem verstehenden Hören, das aufgrund dieses Verstehens sogar von sich denken kann, es sei fromm. Dieses verstehende Hören aber wird in scharfer Nüchternheit als Selbstbetrug entlarvt, weil es nicht zum Tun kommt, weil es dem Anspruch Gottes und der Menschen nicht antwortet.

»Wer aber aufmerksam in das vollkommene Gesetz der Freiheit hineinschaut und darin beharrt, also kein vergesslicher Hörer ist, sondern ein Täter des Werkes, der wird in seinem Tun selig sein.« Gerade weil das ein unmoderner Satz ist, kann er heilen und helfen. Ein Gesetz macht man sich nicht selbst, sondern man findet es vor. Wir sind nicht unser eigenes Maß, sondern wir werden gemessen, gemessen am Anspruch Gottes. Inhaltlich ist dieses vollkommene Gesetz das der Gottes- und Nächstenliebe. Vor seinem Anspruch kann unsere Selbstverliebtheit nicht bestehen, auch wenn sie als Verstehen des Wortes Gottes religiös

getarnt ist. Indem dieses Gesetz uns richtet, geschieht in uns eine Scheidung, eine Scheidung vor allem zwischen den Kräften des Du und den Mächten des falschen Ich-Sagens. In dieser Scheidung binden wir uns an Gott und an die begegnenden Menschen.

Welch großartiger Realist der Verfasser des Jakobusbriefes ist, zeigt, daß er in diesem Zusammenhang von der Beharrlichkeit spricht. Es klingt immer ein wenig enthusiastisch, wenn man von der Liebe zu Gott und zum Nächsten spricht. Aber es ist kein Schwärmen gemeint. Wie sehr bedürfen wir in der täglichen Liebe tatsächlich der Beharrlichkeit: in unserem Beten zu Gott, in unserem Gutes-Wollen für den anderen Menschen, im gegenseitigen Ertragen, im Annehmen unserer selbst. Und all das soll nun nicht nur eine Sache unserer guten Absichten und Meinungen sein, sondern des Tuns. Dieses Tun aber kennt wieder neue Hemmnisse: Müdigkeit des Leibes oder des Geistes, Unaufmerksamkeit und immer wieder manches Beschäftigtsein nur mit uns selber. Aber wer den Anspruch beharrlich hört und sich nicht entmutigen läßt durch die eigenen Begrenztheiten, der findet durch dieses Tun die Freude, der ist in seinem alltäglichen Leben »selig«, sagt der Text, und das Wort darf hier sein ursprüngliches Leuchten haben.

Es ist nicht der Sinn dieser Gedanken, Aufgabe, Rang und Freude des geistigen Lebens zu schmälern. Auch der Verfasser des Jakobusbriefes ist kein Antiintellektueller. Aber er zeigt nüchtern Gefahren auf. Gerade weil geistiges Erkennen eine so wunderbare Erfahrung ist, verführt es, mit diesem Reichtum bei sich selbst zu bleiben und sich selbst um dieser Erkenntnis willen gut zu sein. Das ist die sehr alte Versuchung der Gnosis, die als geschichtliche Erscheinung aber nur eine Weise ist, dieser Versuchung zu erliegen. Christsein aber ist nie in der Erkenntnis am Ziel, sondern in der Liebe. Das ist die einhellige Aussage aller neutestamentlichen Verkündigung: Nach dem Matthäusevangelium ist die Frage nach der Liebe zum Nächsten die einzige, die der Herr am Ende stellt. Das Johannesevangelium ist gerade dadurch eine antignostische Schrift, daß es die Liebe zum Maßstab der Erkenntnis macht. Paulus spricht 1 Korinther 13 von der Begrenztheit der Erkenntnis und der Endgültigkeit der Liebe. Hier sagt der Jakobusbrief das gleiche in der nüchternen Sprache des Judenchristentums.

Vielleicht helfen uns diese Gedanken auch zum Verständnis des beim ersten Hören doch anstößigen Schlusssatzes. »Eine reine und unbefleckte Frömmigkeit ist diese: Waisen und Witwen besuchen in ihrer Bedrängnis und sich selbst unbefleckt bewahren vor der Welt.« Da ist zunächst ein ganz praktischer Weg der Liebe gezeigt; einer von denen, die zu finden wir so phantasielos sind. Jenes »Sich-bewahren« aber darf man vielleicht so verstehen: Wer das Gesetz der Freiheit zu hören und seinen Weg zu gehen sucht, der erfährt eine Scheidung vor dem Anspruch Gottes, nicht nur in sich,

sondern auch zwischen sich und anderen. Das ist zunächst einfach ein Faktum, das mit irgendeinem richtenden Urteil, das dem Christen nicht erlaubt ist, nichts zu tun hat. Es gibt ein verschiedenes Verstehen seiner selbst und der Welt; es gibt verschiedene Normen des Handelns im sozialen wie im persönlichen Bereich. Sich-bewahren vor der Welt heißt: diese Verschiedenheit sehen und in Unterscheidung der Geister darin das Evangelium als Gesetz der Freiheit wählen. Niemals aber darf ein solches Wort einen Mangel an dem Mitmenschen und der Welt zugewandter Liebe decken. Es gibt eine unterscheidende Distanz des Christen in der Welt, die bis zur Geschiedenheit gehen mag. Aber diese Geschiedenheit hat dann keinen anderen Sinn, als die Liebe zu ermöglichen, die Gottes Anspruch an uns ist.

Adolf Smitmans

Predigt über 1 Petr 5, 6–11 (3. Sonntag nach Pfingsten)

Die erste Lesung der heutigen Liturgie entstammt dem ersten Petrusbrief, und zwar bildet der gewählte Abschnitt aus dem 5. Kapitel das kraftvolle Finale, den Abschluß des ganzen Briefes. Der Brief selber ist zwischen 58 und 64 in Rom entstanden und will ein Trost- und Mahnschreiben sein an die bedrängten Christengemeinden in Kleinasien. Diese Gemeinden hatten unter der heidnischen Umwelt viel zu leiden. Verleumdungen aller Art waren an der Tagesordnung. So war ein Wort der Aufmunterung, eine geistliche Rückenstärkung durch den Apostel fällig. Sie erfolgt in unserem Brief, der geprägt ist von Lebensweisheit und Glaubenskraft.

Das Stück, das uns zur Betrachtung vorliegt, läßt sich in drei Abschnitte gliedern. Im ersten Abschnitt ist von der Heimsuchung die Rede, von der Vielfalt der Sorgen und Kümernisse, die unser Leben begleiten. Im zweiten Teil ist das Thema die Anfechtung und die Sünde. Es ist die Rede vom Versucher, vom Satan. Dann endlich folgt im dritten Teil der Ausblick auf die Vollendung und die endgültige Herrlichkeit, und alles endet mit einem liturgischen Lobpreis, mit einer sogenannten Doxologie.

Am Anfang stehen also unsere Sorgen. Es ist von der Zeit der Heimsuchung die Rede und davon, daß wir uns demütig beugen sollen unter die starke Hand Gottes. Und dann kommt der kühne Satz: »Werfet alle eure Sorgen auf den Herrn, denn Er sorgt für euch!«

Sie werden mir sagen: Leichter gesagt als getan! Typisch: so kann nur ein Geistlicher reden, der vom Leben keine große Ahnung hat und irgendwie im trockenem sitzt. Nun, ich glaube, Petrus, der uns diese Dinge sagt, hat seinen Anteil an den Sorgen des Lebens überreich gehabt, und er hat sich durch sein Leben und durch seinen Martyrertod für solche Mahnungen legitimiert. Um was geht es hier?

Es geht vor allem um jene Sorgen und Nöte unse-